

# Goethe und das Telephon

Autor(en): **Lichtenberg, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **83 (1957)**

Heft 19

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-496673>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Goethe und das Telephon

Von Wilhelm Lichtenberg

Immer wieder erhebt sich die anklagende Frage, warum unsere Zeit keine großen Dichter mehr hervorbringe. Dichter vom Range eines Shakespeare, eines Goethe, Racine, Dostojewski. Und wie bei jeder Frage, die man nicht beantworten kann, stellt man sich auch zu dieser viel zu kompliziert ein. Man schiebt die Schuld auf die Dekadenz des heutigen Geschlechtes, auf die zu geringe seelische Substanz unserer Zeit, die es verlernt hat, in großen, erhabenen Linien zu denken und zu schaffen. Auf die geheimnisvollsten Umstände führt man das Fehlen eines Goethe im zwanzigsten Jahrhundert zurück. Denn je weniger man zu einer Sache zu sagen weiß, um so mehr Worte verliert man an sie.

Nur an eine einzige Ursache dachte man bisher nicht, wenn man das Fehlen großer Dichter beklagte: an das Telephon. Halten wir fürs erste jedenfalls fest, daß alle unsere großen, klassischen Dichter noch kein Telephon hatten.

Das Telephon ist nämlich nicht bloß irgend eine Erfindung unseres technokratischen Zeitalters. Es veränderte in Wahrheit alle Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, es riß die Mauern der Häuser nieder, nahm ihren Bewohnern das Recht, sich von der Umwelt abzuschließen, und machte aus uns

allen Siamesische Hunderttausendlinge, die mit einer Kabelschnur inoperativ miteinander verbunden sind.

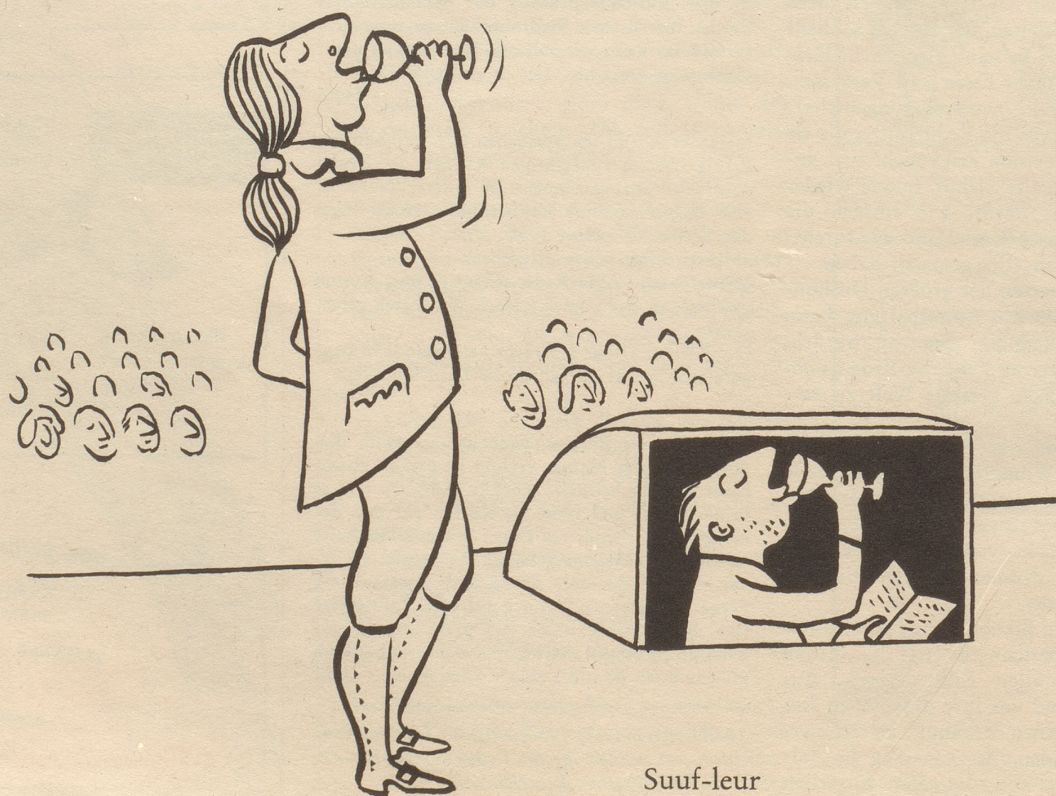
Wäre also Goethe Goethe geworden, wenn er zufällig so rund hundertfünfzig Jahre später, also im Zeitalter des Telephons gelebt hätte? Beantworten wir diese Frage ganz zum Schluß. Im Moment stellen wir uns nur vor, Goethe hätte in seinem Arbeitszimmer tatsächlich so ein schwarzes Kästchen gehabt, und alle Weimarer und Frankfurter und Stuttgarter und Mannheimer brauchten nur die Nummer des Herrn Geheimrat zu drehen und hätten ihn schon in der Leitung. Und dann sähe es an einem Arbeitsvormittag Goethes ungefähr so aus:

Eckermann (erscheint wie täglich um neun in Goethes Arbeitsstube, um das Diktat entgegen zu nehmen. Er tritt ein, findet Goethe am Telephon, grüßt mit einer stummen, ehrfurchtsvollen Verbeugung und wird von Goethe mit einer nervös-ungeduldigen Geste angewiesen, sich an den Erkertisch zu setzen.)

Goethe (hat den Hörer am Ohr, schickt immer wieder gelangweilte und verzweifelte Blicke zur Zimmerdecke empor. Schließlich unterbricht er): Also, lieber Schiller ... (Aber es gelingt ihm nicht, den lieben Schiller an anderen Ende des Drahtes zu unterbre-

chen. Folglich schweigt Goethe und hört gottergeben weiter zu. Nur gelegentlich wirft er zu Eckermann im Erker hilfeschuchende Blicke hinüber. Zuletzt hört er gar nicht mehr ins Telephon, sondern sagt nur immer: Soso ... Naja ... Aha ... Schließlich, nach einer weiteren Viertelstunde, rafft er sich zu den Worten auf): Also, lieber Schiller, jetzt muß ich leider Schluß machen. Eckermann geht sehr streng mit meiner Arbeitszeit um ... Du erzählst mir morgen zu Ende, wie du dir deinen neuen Don Carlos denkst ... Oder besser, ich komme nächstens einmal bei dir vorbei ... Am Telephon hat man doch nicht so die richtige Impression ... (Goethe hat rasch aufgelegt. Er seufzt tief und meint zu Eckermann hinüber): Mein lieber, lieber Freund Schiller ... Ich schätze ihn sehr als Weggenossen und glänzenden Poeten ... Wenn er nur nicht die fatale Eigenheit hätte, mich jeden Morgen aus dem Schlaf zu klingeln und mir stundenlang von seinen neuen poetischen Plänen und Gestaltungen zu erzählen. Ich würde diese frühe Morgenstunde zu meiner eigenen Sammlung benötigen. Statt dessen bemüht mich Schiller täglich mit seinen eigenen und mir doch etwas entfernt liegenden Affären.

Eckermann (wagt es nicht, sich zu der stadtbekannten Telephonwut des im übrigen von



Suuf-leur

Urs Studer



ihm hochverehrten Herrn von Schiller zu äußern. Er meint nur mit einem trockenen Hüsteln): Ich bin bereit, Herr Geheimrat. Goethe (von dem langen Telephongespräch mit Schiller zerstreut, nervös und eigentlich auch ein klein wenig verärgert): Ja! Es wird nicht leicht sein, lieber Eckermann, aus einer fremden Gedankenwelt in die eigene zu finden. Aus dem spanischen Infanten in meinen urdeutschen Faust. Aber wir wollen es trotzdem versuchen. (Der Herr Geheimrat legt die Hände auf den Rücken und beginnt in seiner Arbeitsstube auf und ab zu wandeln. Er ist sehr in sich versunken, und es hat den Anschein, als hätte er doch wieder in seine eigene Welt, in jene des Faust, gefunden. Eckermann hält im Erker den Atem an und wartet in verzückter Spannung auf die ersten Verse des geliebten Dichters. Aber gerade als Goethe zu sprechen beginnen will, klingelt das Telephon abermals. Goethe zuckt zusammen, zögert eine Zeit, hebt dann aber doch ab, da das Telephon nicht verstummen will. Er zwingt sich zu einer gefrorenen Freundlichkeit): Ach, wieder du, lieber Schiller ... Gerade hatte ich mit der Arbeit begonnen ... Ach, du willst es kurz machen ... Bitte ... Wie, ob ich's für besser hielte, wenn Philipps zweite Frau den Infanten wirklich liebte? Ehrlich gestanden, bin ich jetzt in einer Stimmung, die ... (Er horcht dann noch eine längere Weile in den Apparat und meint dann schließlich): Aber jetzt wird Eckermann ernstlich böse. Ich sehe es ihm an. Und über die wahren Gefühle der Königin unterhalten wir uns nächstens persönlich. (Nachdem er den Hörer versorgte, nimmt er seine nachdenkliche Wanderung durchs Zimmer wieder auf. Dann wendet er den Kopf zu Eckermann und meint): Gestern, auf meinem Abendspaziergang schien es mir, als müßte Gretchen, die nun mit dem Teufel selbst in Berührung kam, auch einmal ein Gebet zu der Gebenedeiten emporschicken. Etwas ganz Inniges, Verklärtes schwebt mir vor. Nur die allerersten Zeilen drängten sich mir gestern abend auf. Notiere Er, Eckermann. Ach neige, du Schmerzensreiche ... (Das Telephon läutet. Goethe sinnt angestrengt nach und hört das Telefonsignal nicht.) Eckermann (macht schüchtern aufmerksam): Belieben der Herr Geheimrat das Telephonklingeln zu hören ... Goethe (schrückt zusammen und wirft einen wütenden Blick auf das schwarze, diabolische Kästchen. Nachdem er abgehoben hat, meint er, nicht übermäßig freundlich): Ach du, Karl August ... Sehr gütig von dir ... Ich habe gut geschlafen und befinde mich passabel ... (Er hört dann eine längere Weile zu, ohne ein einzigesmal auch nur ein Wort in den Telephonmonolog des Herzogs zu werfen. Schließlich hat sich Karl August müde geplaudert und Schluß gemacht. Goethe wendet sich mit einem Seufzer an Eckermann): Der Herzog ... Er meint es gut. Täglich erkundigt er sich nach meinem Befinden und wie ich geschlafen habe. Und täglich reißt er mich damit aus meinen fruchtbarsten Gedanken. (Er streckt sich ein wenig und ruft): Jetzt aber Gretchens Gebet! Wie sagte ich zu Beginn? Eckermann: Ach neige, du Schmerzensreiche ...

Goethe: Gut! Jetzt müßte etwas ganz aus der Vorstellungswelt des verzagten, sündigen Mädchens kommen ... Etwas rührend Demütiges der Schmerzensreichen gegenüber ... Laß Er mich nachsinnen, Eckermann ... (Das Telephon läutet. Die mächtige Gestalt des Herrn Geheimrat Goethe sackt förmlich zusammen. Er macht einen ratlosen Eindruck. Trotzdem muß er den Hörer abheben. Mit schwacher Stimme sagt er): Ach, du, Lotte ... Nein, Lotte, allzuviel Zeit habe ich leider nicht ... Aber wenn du's kurz machen willst ... (Er hört sich die endlosen Ergüsse der Frau von Stein gelangweilt an. Zuweilen legt er den Hörer, während Lotte weiter schwabelt, vor sich auf den Tisch und meint dann seufzend zu Eckermann hinüber): Sie ist eine alte, schwatzhafte Frau geworden. Vom Hundertsten gerät sie ins Tausendste ... (Nachdem ihm Charlotte von Stein eine Stunde lang den gesamten Weimarer Hoftratsch berichtet hat, rafft sich der Geheimrat endlich zu der Bemerkung auf) Lotte, es ist sehr aimable von dir, sich meiner gelegentlich zu erinnern. Aber Eckermann wartet verzweifelt auf mein Diktat. Ich mache nächstens meine Aufwartung bei dir. Dann erzählst du mir den Rest. (Er legt auf und bleibt verloren vor dem Telephon stehen. Fährt sich über die Stirn und fragt): Was hatten wir vorhin, Eckermann? Eckermann: Gretchens Gebet, Herr Geheimrat.

Goethe: Richtig ja! Notiere er, Eckermann. Ach, neige, du Schmerzensreiche ... Ach, das steht schon da ... Vorhin glaubte ich die Fortsetzung schon zu haben ... Lotte hat mich mit ihrem Anruf aus allen Himmeln der Poesie gerissen. Aber vielleicht ginge es so weiter: Ach, neige, du Schmerzensreiche ... dein Antlitz gnädig ... (Das Telephon läutet.)

Eckermann (hebt nun ab und fragt zu Goethe hinüber): Der Directeur des Spectacles ... Soll ich ihn abweisen?

Goethe (reißt Eckermann den Hörer aus der Hand): Nein! Mit diesem Lenoir muß ich selber ... (Schreit in die Muschel.) Gebe Er sich keine Mühe, Lenoir! Den Tasso spielt

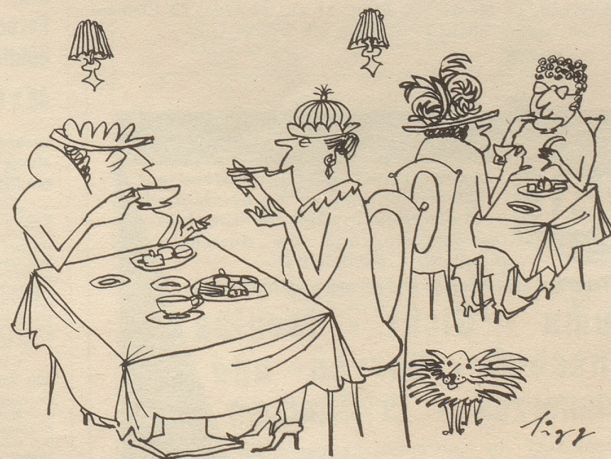
Monsieur Habicht. Es ist mein unabänderlicher Wille. Wenn Habicht den Tasso nicht spielt, ziehe ich meinen «Tasso» zurück. (Ohne eine Erwiderung des Directeurs des Spectacles abzuwarten, wirft Goethe den Hörer auf die Gabel. Er fährt sich über die Stirn, aber seine Gedanken sammeln sich ihm nicht mehr. Abwesend, müde, verärgert, wiederholt Goethe): Ach, neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig ... (Das Telephon läutet. Nun aber bringt Goethe nicht einmal mehr die Energie auf, sich über die neuerliche Störung zu ärgern. Er hebt fatalistisch ab und meldet sich mit einem tiefen Seufzer): Ach, Sie, Cotta! Sprechen Sie aus Stuttgart? ... Soso ... Sie wollen meine «Wahlverwandtschaften» neu auflegen ... Wie? Aber diesmal werden Sie tiefer in die Tasche greifen müssen, Cotta ... Unter dreitausend Taler ist die Sache nicht zu machen ... Sie wollen sich's noch überlegen, Cotta? Einverstanden. Und wenn Sie so weit sind, läuten Sie mich wieder an. Damit Sie es aber wissen, Cotta, abhandeln lasse ich mir keinen Deut ... Sie haben mit meinen «Wahlverwandtschaften» schon genug verdient. Jetzt möchte ich endlich auch etwas von der Arbeit haben. (Er legt in beträchtlicher Erregung auf.)

Eckermann (mahnt schüchtern): Wenn Herr Geheimrat die Freundlichkeit hätten ... Die ersten Worte von Gretchens Gebet sind so überaus poetisch ... Bitte, weiter, Herr Geheimrat! Um alles in der Welt, finden der Herr Geheimrat in seine göttliche Inspiration zurück.

Goethe (halb ärgerlich, halb resignierend): Geh Er heim, Eckermann. Wo soll ich die Stimmung für Gretchens Gebet hernehmen, wenn dieses vertrackte Telephon in einemfort läutet? Wird Gretchen eben nicht zur Schmerzensreichen beten. Ich bringe für so etwas einfach nicht mehr die Konzentration auf.

\*

Ich wiederhole also die Frage: Wären unsere Klassiker wirklich Klassiker geworden, wenn es zu ihren Zeiten schon die Erfindung des Telefons gegeben hätte?



Tea-Room

«Soso si müend zum Arzt will si z dick werded? Ach ja, under jedem Dach isch es Ach!»